

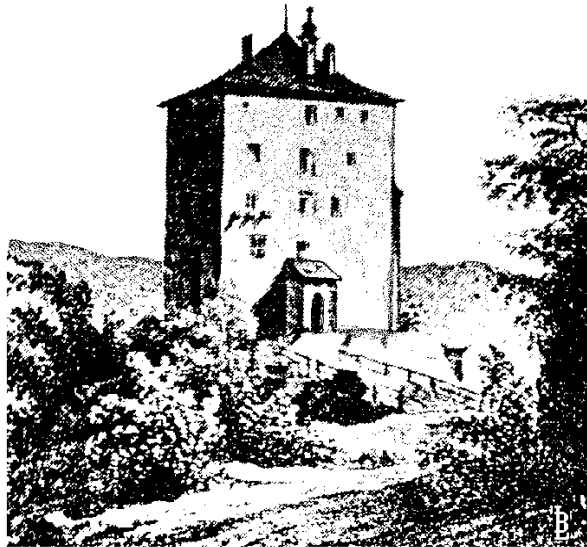


Deutsch / Rechtschreiben(4)

Name:

Datum:

Das Leben auf der Saldenburg



Die Saldenburg im Jahre 1840

Vor vielen, vielen Jahren lebte Ritter Tuschl mit seiner Familie auf der Saldenburg. Damals umgaben sie hohe Mauern und ein tiefer Graben. So waren die Bewohner vor Feinden geschützt, und sie fühlten sich ziemlich sicher. Der einzige Zugang zur Burg führte über einen schmalen Weg zu einer hölzernen Zugbrücke. Wenn Gefahr drohte, wurde die Brücke hochgezogen und keiner konnte hinein.

In schlimmen Zeiten mussten die Burgbewohner manchmal viele Wochen von ihren Getreidevorräten und dem Wasser aus der Zisterne leben.

In Friedenszeiten ging Ritter Tuschl mit seinem tapferen Gefolge auf die Jagd.



Ritter Tuschl - auch genannt Ritter Alain



Die eingemauerte Frau

(Eine Gruselgeschichte zum Vorlesen - von Lothar J. Brey)

Im Jahre 1368 begann Ritter Heinrich Tuschl von Söldenau mit dem Bau der Saldenburg. Nach deren Fertigstellung heiratete er, es war seine dritte Ehe, eine blutjunge Witwe namens Elsbeth Mauthner von Katzenberg. Da er selbst schon in greisem Alter war, ersehnte er sich zusammen mit seiner jungen Frau einen geruhsamen Lebensabend auf der Saldenburg. Doch sein Glück hielt nicht lange vor.

Eines Nachts, draußen stieg gerade der Vollmond über die dunklen Bäume des Bayerischen Waldes, wurde Ritter Tuschl von einem seltsamen Geräusch geweckt. Er lauschte angestrengt und war sich bald ziemlich sicher, dass es Stimmen waren, die aus der Kammer seiner Gattin kamen.

Hastig ergriff er sein Schwert und stahl sich auf leisen Sohlen hinaus auf den finsternen Gang.

Die Tür seiner Schlafkammer knarrte gottserbärmlich und der Hall drang durch alle Gänge.

Dann war wieder alles still! - Kein Laut war zu hören!

Vorsichtig schlich er zur Kammertür seiner Angetrauten! Lautlos drückte er sein Ohr gegen das kalte Holz und lauschte!

Nichts !

Er harrte aus! -

Da!

Es war die klagende Stimme seiner Frau:

"Oh du mein über alles Geliebter! Endlich sehe ich dich wieder!"

Das Blut des Ritters begann zu wallen!

"Mein Liebster! Warum hast du mich so lange allein gelassen!"

Das reichte dem Eifersüchtigen!

Wutentbrannt riss er die Türe auf und stürmte in das Schlafgemach seiner Frau, um den vermeintlichen Liebhaber zu töten.

"Wo ist er, der Schurke! Ich schlage ihn in Stücke!"

Doch, wie war er erstaunt, als er niemanden vorfand!

Er suchte überall, riss den Vorhang herunter, schaute in jede Truhe!

Kein Liebhaber!

Seine Gattin wollte ihm das Geheimnis ihres Tuns erklären, doch ihr Ehemann war derart außer sich vor Zorn und Eifersucht, dass er ihr kein Gehör schenkte, sie zornschnaubend verließ und in ihrer Kemenate einsperrte.

Bereits am nächsten Tag ließ er seine, wie er glaubte, untreue Gattin zur Strafe in ein winziges Verließ einmauern. Nur ein kleiner Spalt wurde offen gelassen, davor stellte er Elsbeth jeden Abend eine Schale Milch und trockenes Brot, damit sie nicht verhungere.

Nie allerdings sprach er ein Wort mit ihr - oder sie mit ihm.

Jeden Morgen aber war die Milchschale leer und das Brot verschwunden.

Die Jahre zogen ins Land und mit zunehmenden Alter, dem Tod nicht mehr fern, wurde der greise Ritter milder gestimmt und er wollte mit seiner Frau über ihr ungeheueres Vergehen sprechen.

Doch wie oft er auch ein Gespräch suchte, er erhielt keine Antwort von ihr.

Um sie zu einer Unterredung zu zwingen, griff er endlich zu einer List: Er wollte sie dabei überraschen, wenn sie des Nachts versuchen sollte, die Speisen durch den Spalt in ihr Verließ hineinzuholen.

Also legte er sich auf die Lauer!



Unendlich lange blieb er, völlig regungslos, in seinem Versteck verborgen und er wollte schon aufgeben, weil er glaubte, seine Frau hätte sein Vorhaben durchschaut, als er just um Mitternacht leise Geräusche vernahm.

Vorsichtig spähte er aus seinem Schlupfwinkel hervor, da er annahm, die Hand seiner Angetrauten müsste jeden Moment durch den Spalt herausfahren, um die Nahrung zu greifen.

Doch nichts regte sich!

Wieder hörte er die eigentümlichen Geräusche!

Er hielt den Atem an und starrte angestrengt auf die Maueröffnung!

Nichts!

Dennoch spürte er ganz deutlich, dass sich irgend etwas auf dem stockdunklen Gang bewegte!

Er verhielt sich mucksmäuschenstill!

Da!

Ein Schlürfen und Schlecken!

Er sprang hervor und packte zu!

Doch wie war er überrascht, als er nicht etwa den Arm seiner Frau gegriffen hatte, sondern stattdessen einen schwarzen Kater in seinen Händen hielt, der wild um sich schlug, kratzte und biss!

Er war es also, der all die Zeit über die Milch ausgeleckt hatte.

Den Rest hatten wohl die Mäuse und Ratten besorgt!

Völlig von Sinnen hieb er dem Kater den Kopf ab und ließ ihn, mitten auf dem Gang, in seinem Blute liegen!

Sogleich trommelte er die Dienerschaft zusammen und befahl ihnen, noch in der Nacht das Verließ aufzubrechen.

Doch hinter den dicken Mauern fand sich nicht die geringste Spur seiner Frau. Keine Knochen, kein Stück Kleidung - nichts!

Daraufhin ließ er das Loch wieder zumauern.

Es wurde nie ganz geklärt, ob nun die Gattin heimlich aus ihrem Versteck befreit oder ob ihre sterblichen Überreste einfach nur von Ratten und Mäusen aufgefressen worden waren.

Einige Zeit nach diesem Ereignis erfuhr der Ritter durch Zufall von einer unheimlichen und geheimnisvollen Krankheit seiner Frau.

Elsbeth Mauthner von Katzenberg war unheilbar mondsüchtig gewesen und so führte sie nicht nur von Zeit zu Zeit Gespräche mit dem Mond, sondern sie wandelte auch bisweilen des Nachts im Schlaf durch die Gänge und Kammern der Burg.

Davon aber hatte Ritter Tuschl nichts gewusst und so musste er jetzt erkennen, dass er seiner Frau zutiefst Unrecht getan hatte und so vermutlich für ihren Tod verantwortlich war.

Von dieser Schuld kam er Zeit seines Lebens nicht mehr los. Vom Gram gebeugt verfiel er körperlich immer mehr und verstarb schon kurz darauf.

Das ehemalige Verließ seiner Frau auf der Saldenburg wurde nie gefunden.

Allerdings wird man noch heute gelegentlich nachdrücklich an diese Freveltat erinnert.

In windstillen Vollmondnächten kann man - etwa um Mitternacht - die schweren und schleppenden Schritte des ungerechten Ritters in den Gängen der Burg hören, immer noch auf der Suche nach seiner verlorenen Frau!





Deutsch / HSK - Lesen

Name:

Datum:

Wie der Wolpertinger zu seinem Aussehen kam

Eine bayerische Geschichte von L. J. Brey

Vorzeiten, als der Liebe Gott die Tiere unserer Welt **erschuf**, war der Wolpertinger eines der allerersten Tiere, das er zum **Leben** erweckte. Dieser erste Wolpertinger sah anders aus als all die heutigen Tiere. Es gibt gegenwärtig kein vergleichbares Lebewesen mehr, das seinem ursprünglichen Erscheinungsbild **ähnlich** sehen würde.

Als nun der Liebe Gott kurz nach dem Wolpertinger einen Hasen erschuf und ihm als Lebensraum den Wald zuwies, war der Wolpertinger gar nicht mehr mit seinem eigenen Aussehen zufrieden. Ganz besonders gefielen ihm die langen Ohren des Hasen, und er beschwerte sich:

"Solche Ohren möchte ich auch haben, und im Wald würde es mir auch **besser** gefallen!"

Kurz darauf war es eine **Gämse**, der der Liebe Gott das Leben **schenkte**, und er **schickte** sie in die Berge. Den Wolpertinger beeindruckte das schöne Gehörn und er murmelte unzufrieden:

"Solche Hörner möchte ich auch haben und in den Bergen würde ich auch gerne leben wollen!"

Bald danach kam das Wildschwein an die Reihe. Von ihm wollte er die wunderschönen Hauer haben, vom Reh die schlanken, langen Beine, vom Fuchs den langen, buschigen Schwanz, vom Dachs das dichte Fell, vom Habicht die Flügel, wie die Fische wollte er im Wasser leben, sich dann wieder wie ein Adler in die Lüfte des blauen Himmels erheben.

So ging es eine Zeit lang dahin.

Der Liebe Gott ließ noch viele weitere Tiere entstehen und **fast** bei jedem Tier sah der Wolpertinger etwas, das er ganz besonders anziehend fand und das er auch haben wollte. Lediglich für die Wüste als Lebensraum konnte er sich nicht begeistern, auch am **rauen** Meer fand er keinen Gefallen!

Irgendwann einmal wurde es dem Lieben Gott dann **zu viel**. Er unterbrach seine Schöpfungsarbeit, **wandte** sich an den Wolpertinger und fragte ihn ungeduldig:

"Ja wie willst du denn nun aussehen? Und wo willst du jetzt tatsächlich leben?"

Doch der Wolpertinger konnte sich nicht entscheiden, einmal wollte er dies, dann wollte er das.

Dies brachte den Lieben Gott allmählich in Wut und er sprach:

"Nun gut, wenn du immer nur "haben" willst, dich jedoch nicht entscheiden kannst, dann sollst du von allem etwas haben! Bei jeder neuen Generation¹⁾ soll sich das Aussehen verändern, **sodass** der Sohn nicht dem Vater, der Vater nicht dem Großvater und der Großvater nicht dem Urgroßvater gleicht"

Und so **geschah** es!

Als nun der Wolpertinger einige Zeit später zufällig in einem klaren See sein **Spiegelbild** erblickte, erschrak er sehr über sein Aussehen. Er jammerte über alle Maßen und bat den Lieben Gott, dies wieder rückgängig zu machen.

Allein, der Liebe Gott ließ sich nicht mehr umstimmen.

Doch der Wolpertinger bat und bettelte ohne **Unterlass**.

"So Sorge doch bitte wenigstens dafür, **dass** ich nicht mehr jeden Tag woanders leben **muss** - heute im Wasser, morgen in der Luft, übermorgen im Wald und einen Tag später auf den Bergen! Das ist mir zu anstrengend, das schaffe ich nicht!

Gib mir einen Platz, wo ich das zwar alles haben kann, wenn ich will, wo ich aber nicht jeden Tag eine so weite Reise unternehmen **muss**.

Und - **lass** mich in einem Land leben, in dem ich mich gut verstecken kann, damit mich nie jemand zu Gesicht bekommt, um über mein schreckliches Aussehen zu spotten und in dem mich die Menschen in Ruhe lassen!" bat der Wolpertinger reumütig.

Endlich ließ sich der Liebe Gott doch erweichen:

"Also schön", antwortete der Liebe Gott, "da du jetzt offensichtlich genau weißt, wo du leben möchtest, will ich **dir** wenigstens diesen Wunsch erfüllen.

Es gibt nur ein Land, in dem du das alles auf einmal haben kannst, das hohe Berge, klare Seen, tiefe Wälder und einen **weißblauen** Himmel hat und wo dich die Menschen wegen ihrer sprichwörtlichen "Bierruhe" auch wirklich in Ruhe lassen. Dort, nur dort und **nirgendwo** sonst, sollst du fortan leben."

Seit jener Zeit also lebt der Wolpertinger als unvergleichlich scheues Tier in Bayern - und nur hier. Von Generation zu Generation ändert sich sein Erscheinungsbild, und wenn man tatsächlich einmal ein Exemplar²⁾ zu Gesicht bekommt oder gar fangen kann, was wirklich nur äußerst selten gelingt, so gleicht kein Tier dem **Anderen**. Bisweilen findet man in bayerischen Gasthäusern ausgestopfte Wolpertinger, die als ausgefallene Jagdtrophäen ein überaus seltenes und scheues bayerisches Untier zeigen, dem aber die Menschen dieses urtümlichen Landes seine von Gott gewollte Ruhe lassen. Immer wieder einmal kommen indes unbelehrbare Menschen aus dem hohen Norden, die Jagd machen auf den Wolpertinger und ihn in seiner Ruhe empfindlich stören. Diese neugierigen Nordländer werden jedoch zumeist von den Ureinwohnern in ihrem Jagdfieber gebremst, **sodass** auch ihnen nur die Möglichkeit bleibt, eines der ausgestopften "Wirtshaustiere" zu bewundern - und so soll es auch bleiben!

~ TM

1) = ein Jahrgang neuer Nachkommen;

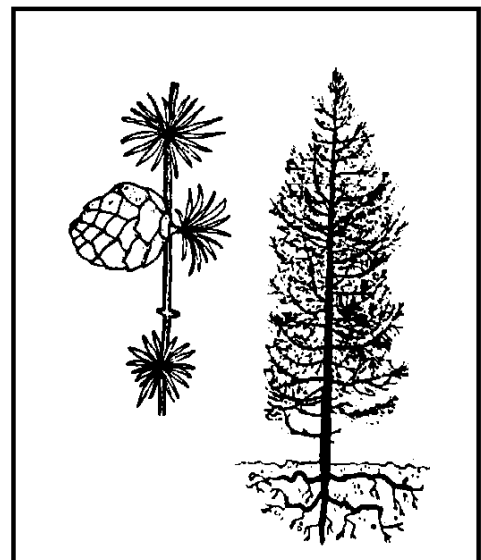
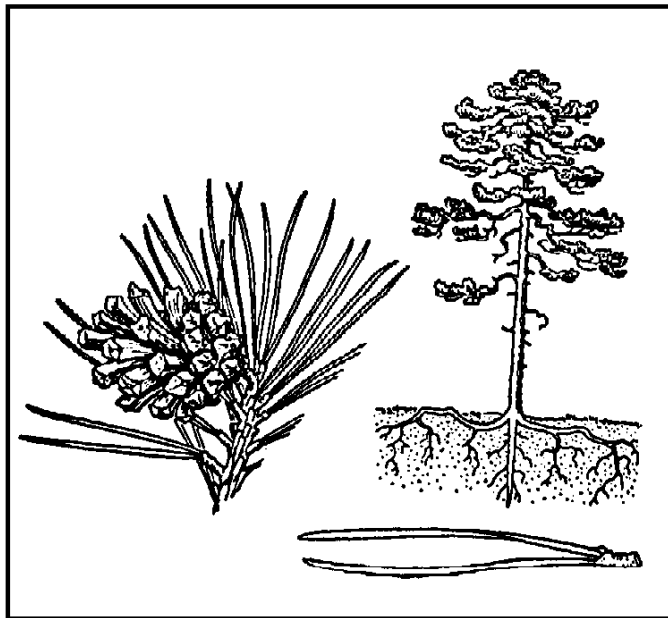
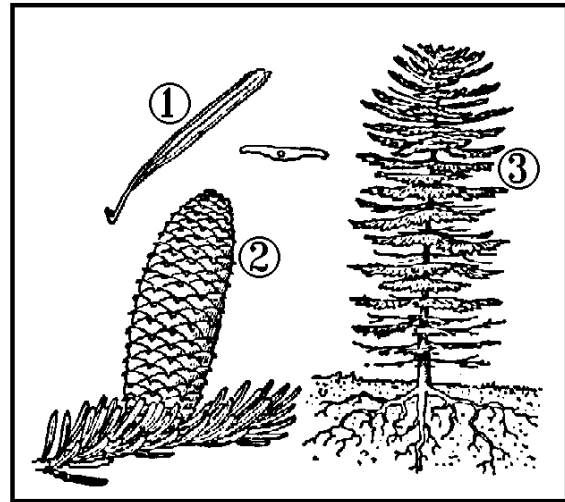
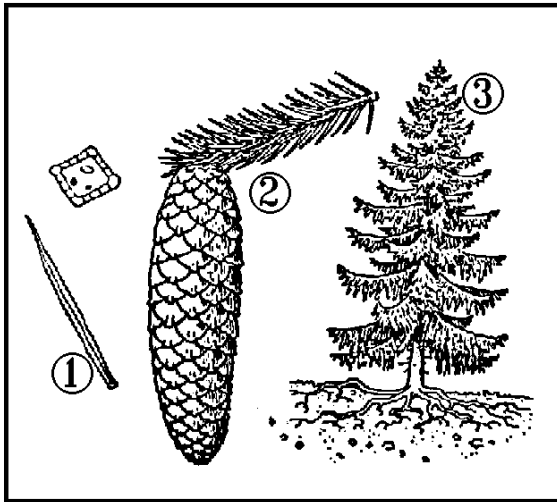
2) = ein besonderes Einzelstück



Zum Ausschneiden

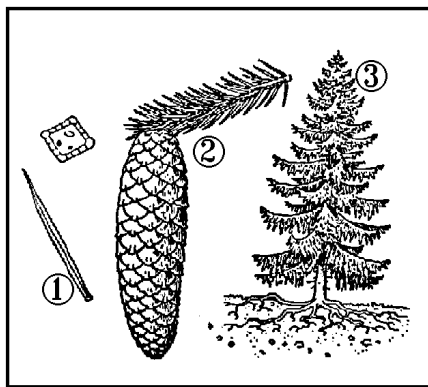
und Einkleben

Die Nadelbäume unseres Waldes





Die wichtigsten Nadelbäume unseres Waldes

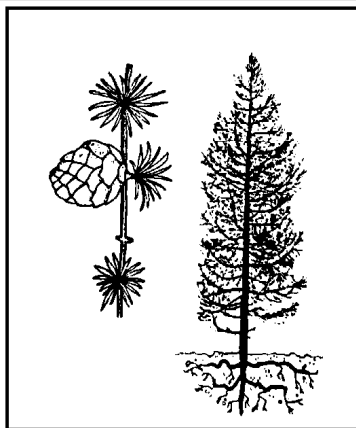
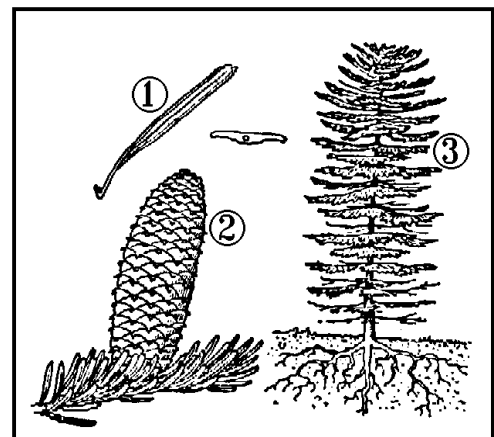


Fichte (Rottanne)

1. **Nadeln:** spitz - vierkantig;
rund um den Zweig;
hinterlassen runde Stielchen;
 2. **Zapfen:** hängend
 3. **Gipfel:** spitz
- Äste:** durchhängend
Flachwurzler;

Tanne (Weißtanne):

1. **Nadeln:** flach und breit;
an der Spitze eingekerbt;
unten zwei helle Streifen;
gescheitelt; runde Löcher;
 2. **Zapfen:** stehend; nur die Spindel bleibt;
 3. **Gipfel:** storchennestartig;
- Äste:** waagrecht
Tiefwurzler; Schattenbaum (Zweige auch
am Stamm) glatte, teilw. silbergraue Borke;



Lärche:

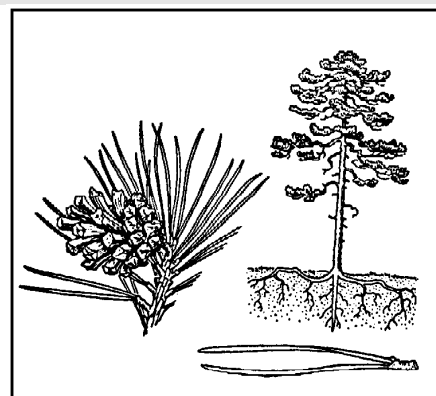
- Nadeln:** büschelweise auf Höckern;
weich;
werfen die Nadeln im Winter ab;

L. J. BREY

KIEFER (Föhre)

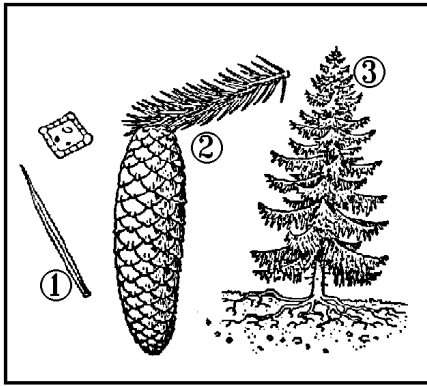
- Nadeln:** zu Paaren; lang - spitz;
rings um den Zweig;

- Krone:** schirmartig
Lichtbaumart

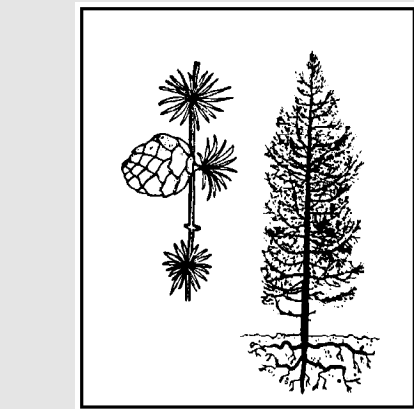
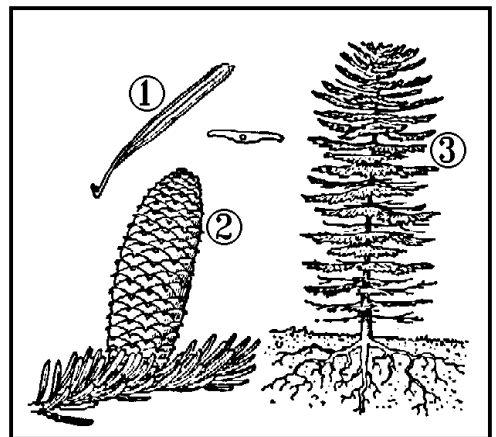


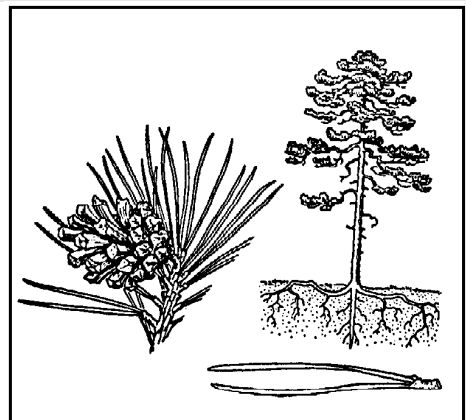


Die wichtigsten Nadelbäume unseres Waldes



L. J. BREY







Die Buche



Alter: bis 300 Jahre

Höhe: 30 - 45 m

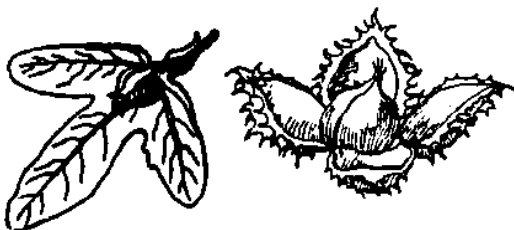
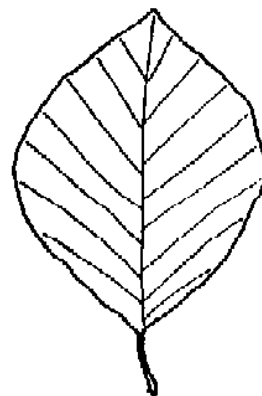
Stamm: walzenrund, glatt

Blatt: eiförmig - spitz
ganzrandig
teilweise wellig

Besonderheiten:

Tiefwurzler
hartes Holz

Runen = Schriftstäbchen aus
Buchenholz ⇒ Buchstaben



Frucht/Samen:
Buchecker, Flugschraube



Die Birke



Alter: bis 120 Jahre

Höhe: ca. 20 m

Stamm: weißliche Rinde

Blatt: dreieckig,
doppelt gesägt



Frucht/

Samen: Würstchen - Kätzchen
Flugscheibe

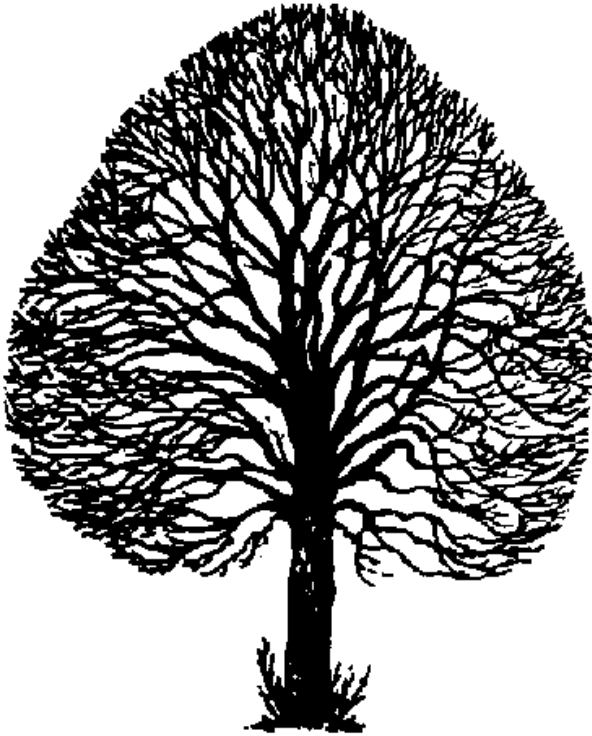
Besonderheiten:

lichtbedürftig;
Besen;



Die Linde

(Winter- u. Sommerlinde)



Alter: bis 1000 J

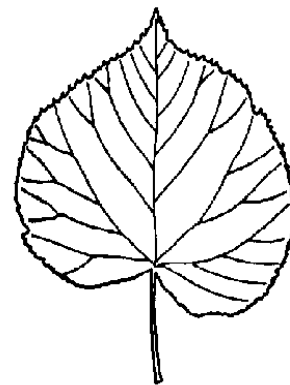
Höhe: 30 - 35 m

Stamm:

Blatt:

Winterlinde:

schief herzförmig,
rostrote Haarbüschel in den Winkeln
der Haupt- und Seitenerven



Sommerlinde:

größeres Blatt, weiße Haarbüschel in
den Winkeln der Haupt- und
Seitenerven



Frucht/

Samen: Nüßchen mit Flugblatt

Besonderheiten:

sehr weiches Holz

Lindenblütentee zum Schwitzen



Die Eiche

(Stiel-, Trauben-, Rot, Flaumeiche...)

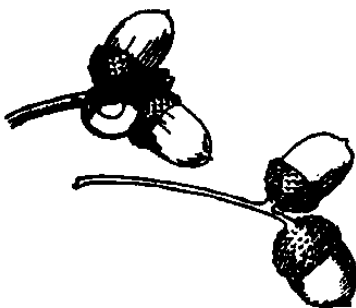
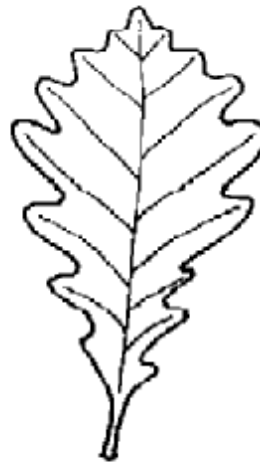


Alter: 500 - 1000 J

Höhe: bis 40 m

Stamm: rauhe Borke
knorrige Äste

Blatt: ganzrandig,
gelappt



Frucht/Samen:
Eichel

Besonderheiten:
hartes Holz, nahrhaftes Tierfutter
(Stärke u. Öl)



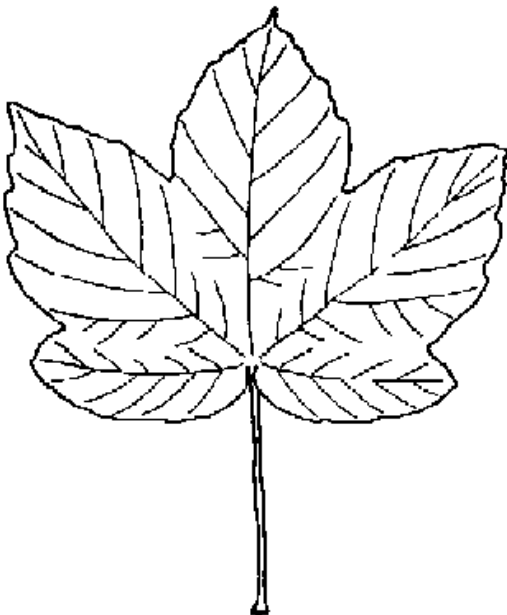
Der Ahorn

(Berg-, Feld-, Spitzahorn.....)

Alter: 500 J

Höhe: 25 - 30 m

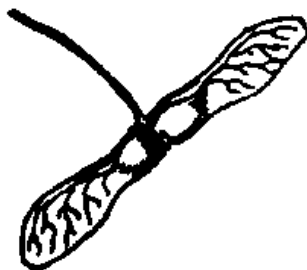
Stamm:



Blatt: fünflappig (Bergahorn)
handförmig
ungleich grob gezähnt
5 nervig
spitze Buchten

Frucht/Samen:

Nüßchen mit Flugschraube
(Nasenzwicker)



Besonderheiten: Ahornsirup
Kanada



Die Aufgaben unseres Waldes

Nahrungsquelle

(Pflanzen, Samen, Beeren, Beutetiere,...)

Luftspender

(Reinigung, Sauerstoff,...)

ø

÷



Schutz

(Lärm, Lawinen, Erosion, Sturm,...)

Energiespender

(Brennholz)

ö

ï

ö

ö

Baumaterial

(Balken, Bretter...)

ñ

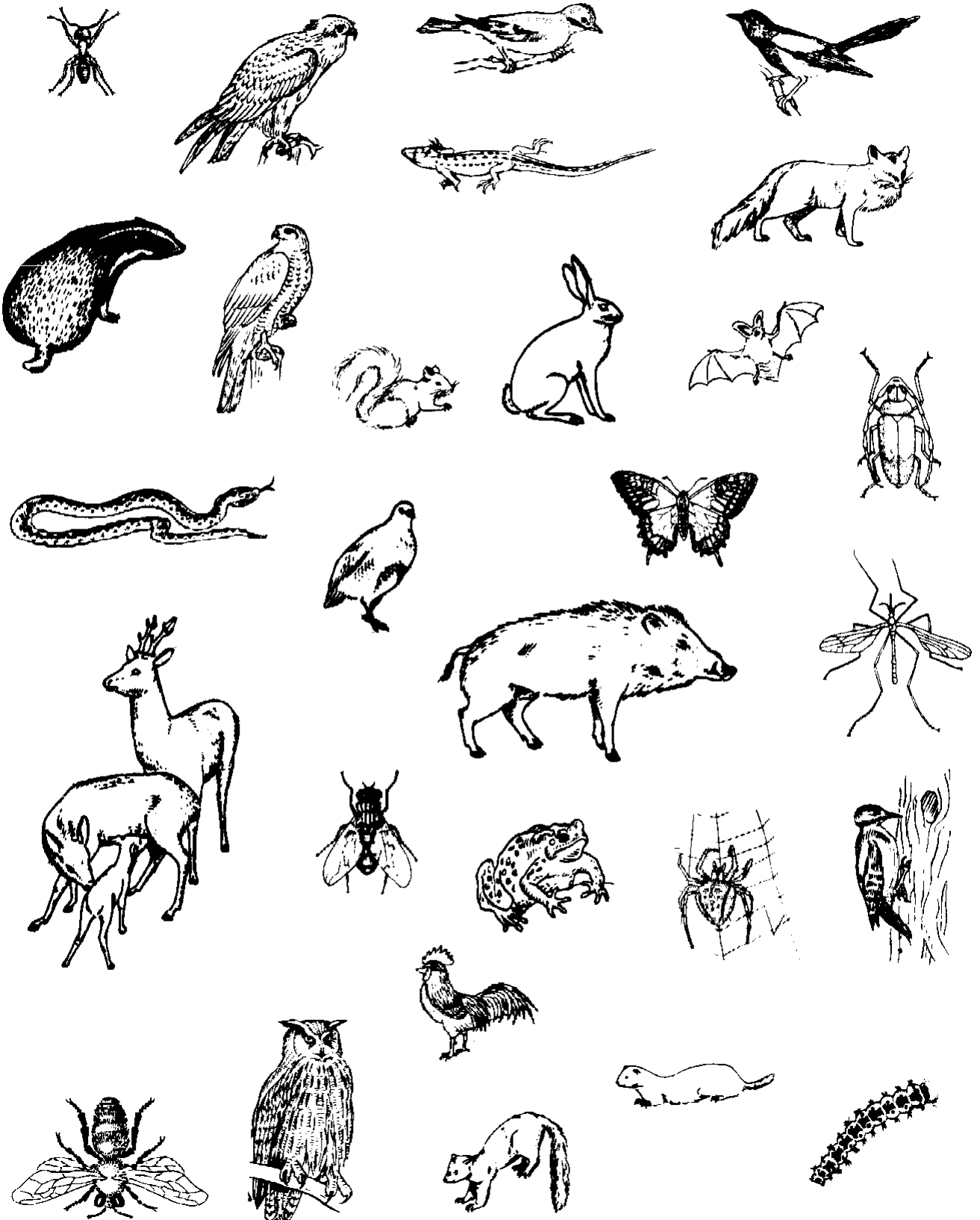
Lebensraum

(Tier - Pflanze - Mensch)

Wasserspeicher

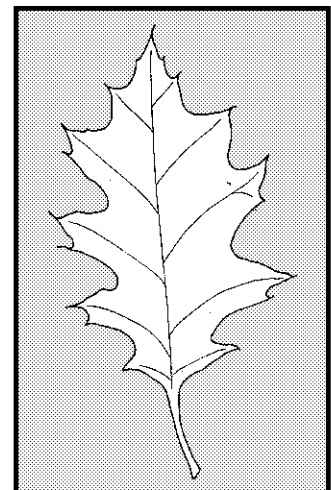
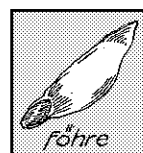
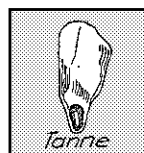
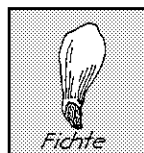
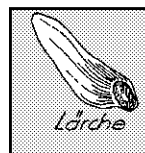
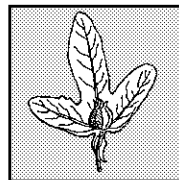
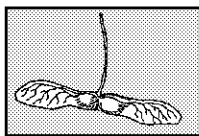
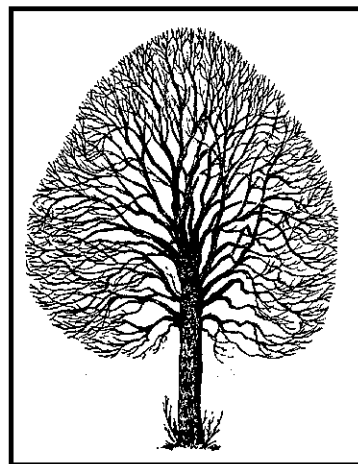
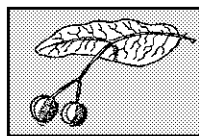
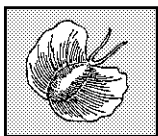
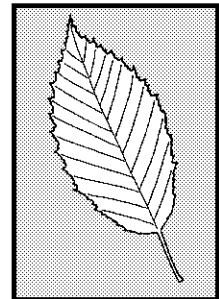
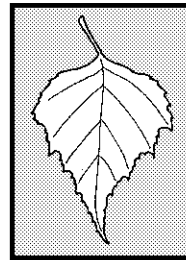
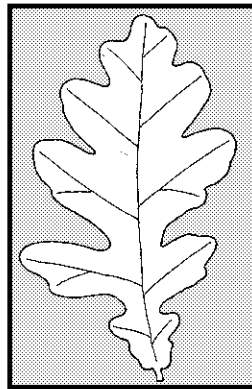
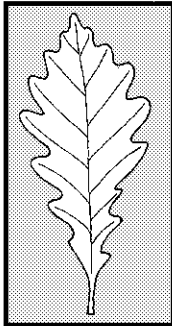
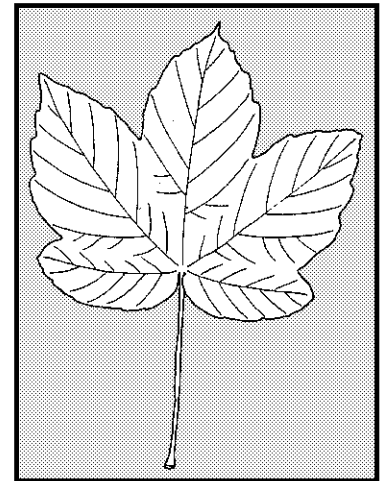
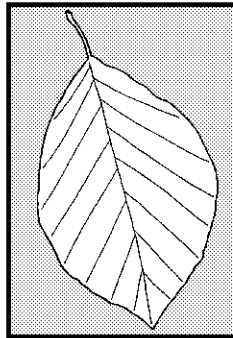
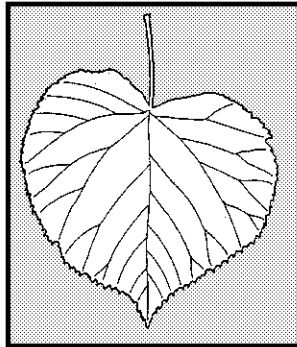
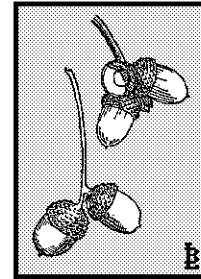
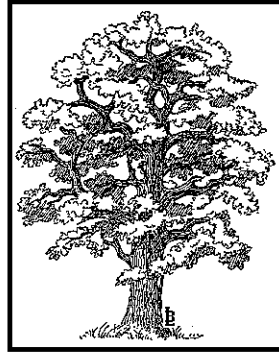
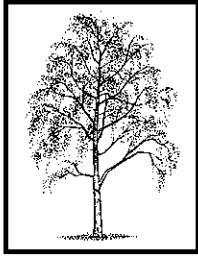


Tiere des Waldes





Schnippelblatt zu den (Laub-) Bäumen des Waldes (+ Samen der Nadelbäume)





Deutsch / HSK - Lesen

Name:

Datum:

Ein Tag im Leben der Kochhofbäuerin Maria Stöckl

von L. J. Brey

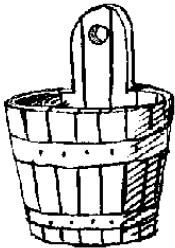
Maria Stöckl brauchte auch heute keinen Wecker. Obwohl draußen noch nicht einmal der Morgen graute, wusste sie, dass es Zeit zum Aufstehen war. Vier Uhr! Die Kochhofbäuerin wälzte sich aus ihrem Strohsack, schlüpfte in ihre Pantoffel und erhob sich. Ihr Mann Josef schnarchte noch leise vor sich hin, er konnte weiterhin liegen bleiben, bis sie selbst in der Küche das Feuer im Herd entfacht hatte. Bevor sie die Schlafkammer verließ, warf sie noch einen Blick in das Bettstüdl der kleinen Maria. Dann holte sie das halb gefüllte Nachthaferl unter dem Ehebett hervor und verließ die bitterkalte Kammer, in der die Fensterscheiben mit einer dicken Eisschicht bedeckt waren, die von Tag zu Tag dicker wurde.

Im Vorbeigehen weckte sie auch die Dirn. Der Knecht war wohl schon auf den Beinen, sein Bett in der Dilln¹ war bereits leer, während der Stallbursche aus tiefem Schlaf emporfuhr, als sie die knarrenden Stufen der Treppe hinunterstieg.

Maria Stöckl stapfte über den Hof, entleerte das Nachthaferl in die Odelgrube und zog, nachdem sie über die Gred zurück ins Haus gegangen war, von der Flez aus die Haustüre wieder zu.

"Liesel, Hoiz einatrog!" schrie sie zur Dirn nach oben, die noch in ihrer frostigen Kammer kniete und das Morgengebet sprach.

Während nun die Dirn über den Hof schlurfte, um die Holzscheite und den Wied zu holen, betete Maria Stöckl im Hergottswinkl in der Stube die Morgenlitanei. Ein harter Tag stand ihr bevor, heute war der wöchentliche Waschttag.



Gleich nach der Morgensuppe - es gab Brotsuppe - und der Stallarbeit, um die Kinder kümmerte sich, wie so oft, die Großmutter, schleppte sie zusammen mit der Dirn eimerweise Wasser in die Küche, um sie in einem riesigen Topf zu erwärmen. Bereits gestern hatte sie die Wäsche in einem großen Zuber mit Hilfe des Wäschestampfers eingeweicht. Zum Glück konnten sie es sich nun schon leisten, Seife zu kaufen. So brauchte sie wenigstens die Seife nicht mehr selbst herzustellen, obwohl sie es noch beherrschte, weil sie es von ihrer Mutter gelernt hatte - und man wusste ja nie, wozu man es noch brauchen konnte.

Obwohl der Zuber die Nacht über im Stall gestanden hatte, war das Wasser eisig. Maria Stöckl holte Wäschestück für Wäschestück aus der kalten Lauge, wrang sie aus und warf sie in einen bereitstehenden leeren Eimer. In der Küche wurden nun die vorgeweichten, aber immer noch stark verschmutzten Wäschestücke ausgekocht. Es dauerte mehrere Stunden bis die Kochwäsche genügend ausgekocht war und immer wieder musste Holz herbeigeschleppt und nachgelegt werden. Das "Neine - Brot", eine Brotzeit mit Brot und Wasser, war bereits vorbei, als die Dirn immer noch die ausgekochten Wäschestücke aus der **kochend heißen** Lauge fischte und sie im Waschtrog hinüber in den Stall trug. Dort machte sich die Bäuerin mit Seife und Bürste über die verdreckte Arbeitskleidung her. Nur durch mühevolleres Bürsten konnten die hartnäckigen Schmierflecken aus Hosen und Jacken entfernt werden. Die weniger stark verschmutzte Wäsche wurde von der Dirn über das Waschbrett gerieben, wobei sich vor allem die vielen Stoffwindeln der kleinen Maria nur schwer säubern ließen.

Immer wieder mussten die beiden Frauen ihre Arbeit unterbrechen, um das Feuer im Herd nachzuschüren, Holz herbeizuschaffen, die Mahlzeiten vorzubereiten oder die Tiere zu füttern und zu tränken. Der alten Oma konnte man solche Arbeiten nicht mehr anvertrauen. Sie war mit dem Bettenmachen, Kinderbeaufsichtigen und kleineren Putzarbeiten genug beschäftigt. Maria Stöckl war schon froh, wenn die Großmutter wenigstens dafür sorgte, dass das Feuer nicht ausging und das Essen nicht anbrannte. Zu Mittag gab es als Vorspeise Sauerkraut und Scheps², danach Mehlknödel.

Nachdem alle Wäschestücke gebürstet, gerieben und ausgewrungen waren, es war bereits früher Nachmittag, schleppten die Bäuerin und die Dirn die Wäsche zum Waschbecken auf der Gred. Die Liesel ließ das Waschwandl voll Wasser laufen und die Kochhofbäuerin warf immer nur einige wenige

¹ = Diele

² = Dünnbier



Wäschestücke in das kalte Wasser, um sie darin zu "schwoam" ³. Immer wieder musste die Wäsche herausgenommen und das Wasser erneuert werden. Dies geschah solange, bis keine Seifenlauge mehr in den Wäschestücken zurückgeblieben war.

Den beiden Frauen schmerzten die Arme, in den Händen hatten sie wegen der beißenden Kälte schon fast kein Gefühl mehr. Auch die Nachmittagsbrotzeit, das "Drei - Brot", mit Brot und saurerer Milch, änderte daran nicht viel.

Nun galt es, jedes einzelne Wäschestück sehr sorgfältig auszuwringen. Dazu packte die Dirn das eine, die Bäuerin das andere Ende der Wäschestücke und gemeinsam versuchten sie mit aller Kraft das Wasser herauszuwringen. Kleinere Wäschestücke drehten sie mühsam durch die Wäschewringmaschine.

Anschließend trugen sie die Wäsche zur Waschaufhänge in den Speicher. Dies war im Winter der einzige Ort, wo die Wäsche einigermaßen trocknete, ohne zu gefrieren. Im Sommer wurden sie entweder im Garten oder auf dem Schrot aufgehängt. Das Sonntagshemd des Bauern, er besaß nur eins, musste, wie einige andere Wäschestücke auch, möglichst rasch trocknen. Deshalb hängte man sie auf eine Stange über dem Kachelofen in der Stube.

Am Abend waren die beiden Frauen mehr als geschafft. Nach dem Abendessen, der Vesper, mit Kartoffelauflauf und Wasser, und der Küchenarbeit verzichteten sie auf das allabendliche Sticken, Flicker oder Nähen. Ihre müden Arme und Hände wären heute zu dieser feinen Arbeit nicht mehr in der Lage gewesen, und so lauschten sie nur den Gesprächen am Tisch. Der Bauer erzählte vom getanen Tagewerk und den bevorstehenden Holzarbeiten im Wald.

Am nächsten Morgen war die Wäsche im Speicher steif gefroren und es sollte noch mehrere Tage dauern, bis sie gänzlich trocken waren.

Die trockenen Hemden aus der Stube mussten nun noch gebügelt werden. Dazu musste das schwere Bügeleisen, es war bis auf den Griff vollständig aus Eisen, erst für längere Zeit auf die Ofenplatte gestellt werden, bis es heiß genug war. Die trockenen aber steifen Wäschestücke aus grobem Leinen wurden zunächst leicht mit Wasser besprengt, ehe sie die Bäuerin bügeln konnte. Das schwere Bügeleisen ließ bald ihre Kräfte erlahmen und so war die Kochhofbäuerin froh, als ihr die Großmutter einen Teil der Arbeit abnahm und sie sich dem Melken widmen konnte.

Auch am nächsten Tag konnten sich die Frauen nicht ausruhen. Das Brot ging zur Neige und so musste sich die Bäuerin etwa alle zwei Wochen an's Brotbacken machen. Einen Bäcker gab es damals nicht im Ort und wenn, so wäre es für die einfachen Bauersleut zu teuer gewesen, wo sie doch alles selbst auf dem Hof erzeugten, das sie zum Brotbacken brauchten. Lediglich das Salz, Pfeffer und einige seltenere Gewürze mussten dazugekauft werden.

Überhaupt versorgten sich die Bauern früher in erster Linie selbst.

Brot, Fleisch, Milch, Butter, Mehl, Käse, Eier, Obst, Kraut, Kartoffeln und anderes Gemüse, alles das wurde auf dem Hof selbst erzeugt, ja selbst einfache Arzneien gewann die Bäuerin aus dem Kräutergarten. Zum Süßen der Speisen verwendete man den Honig, so konnte man größtenteils auf Zucker verzichten. Sogar das Bier wurde bisweilen selbst gebraut, auch Most⁴ wurde gekeltert, meistens trank man jedoch nur einfaches Brunnenwasser. Trotzdem ging man mit diesen Erzeugnissen sparsam um. Vor allem Fleisch, Eier, Butter und Käse waren, als eine der wenigen Einnahmequellen, für den Verkauf gedacht und so ernährte man sich vorwiegend von einfacheren Gerichten, oft ohne Fleisch und nur sehr selten mit Eier.

Überdies wurde der Stoff, und somit ebenso ein Großteil der Kleidung, mit Spinnrad und Webstuhl eigenhändig hergestellt, wobei dabei auch der Bauer kräftig mitwirkte, er bediente den Webstuhl.

Lediglich handwerkliche Arbeiten erledigte man nicht unbedingt selbst. Tischler, Wagner, Schmied und Müller waren damals noch **viel beschäftigte** Handwerker.



³ = spülen

⁴ = Apfelwein



Fragen zum Lesestück „...Maria Stöckl“

- 1) Notiere alle Wörter, die dir unbekannt sind!
- 5 2) Schreibe *alle* Ausdrücke heraus, die die Räumlichkeiten eines Bauernhofes beschreiben und heute nicht mehr in Gebrauch sind !
- 3) Welche Tätigkeiten mussten die Frauen beim Waschen verrichten? Schreibe nur die Zeitwörter (Tunwörter)!
- 10 4) Wie werden diese Tätigkeiten des Waschens heute verrichtet?
- 5) Wie lange dauerte früher das Waschen?
- 6) Wie lange dauert es heute?
- 7) Welche Mahlzeiten wurden den Tag über eingenommen?
- 15 8) Was gab es zu diesen Mahlzeiten?
- 9) Welche Produkte wurden auf dem Hof selbst hergestellt?
- 10) Welche Produkte mussten gekauft werden?

Grundwortschatzwörter der 3. Klasse

- 20 kochen - schlüpfen - Küche - bevor - blicken - Bett - Ehe - Eis - dick - während - fahren - zurück - wieder - beten - waschen - Seife - Schmutz - wenig - mehr - beginnen - Fisch - sauber - Frau - beißen - sorgen - Winter - Sommer - Stück - hängen - sprechen - ganz - Ruhe - teuer - backen - Zucker - Fleisch - Butter - Gemüse - Garten - ohne

Grundwortschatzwörter der 4. Klasse

- 25 Leben - brauchen - draußen - Sack - Stroh - bitter - zusammen dauern - Jacken - Holz - schaffen - Schmerz - fühlen (Gefühl) - packen - frieren - müde - erzählen - Salz - Milch - Mehl - Obst - Kartoffel - Arzt (Arznei) - Nahrung (ernähren)



Fach:

Name:

Datum:

früher

W A S C H T A G

auf dem Kochhof

heute



Waschmittel



Wasser herbeischaffen



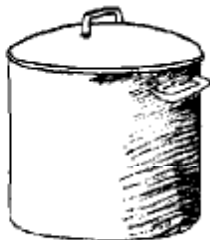
erwärmen



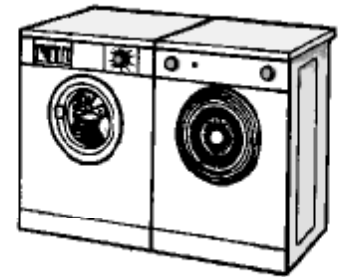
einweichen



einseifen



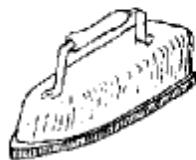
auskochen

bürsten
reiben

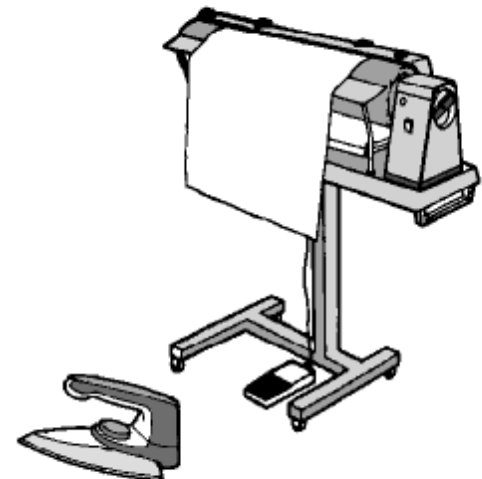
spülen

auswringen
schleudern

trocknen



bügeln





DEUTSCH / HSK	Name:	Datum:
---------------	-------	--------

Die Herstellung von Butter

(Lothar J. Brey)

- 5 Nach dem Melken - die Kühe wurden von Hand gemolken - musste man die Milch zunächst ruhen lassen. Dazu füllte man sie in „Weidlinge“ ab.

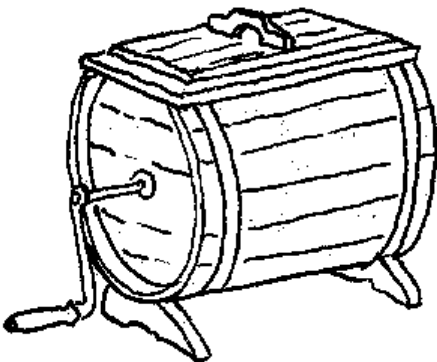


Nach einiger Zeit setzte sich unten die magere Milch ab, oben bildete sich eine dicke Rahmschicht. Dieser Rahm (=Sahne) wurde abgeschöpft, die „Magermilch“ (sie war fetter als jede Milch, die man heute kaufen kann!) wurde zum Kochen oder als Viehfutter (Kälber, Sautrank,...) verwendet.

In späterer Zeit trennte man Milch und Rahm mit Hilfe einer Zentrifuge.

15

- Ein- bis zweimal wöchentlich wurde der gesammelte Rahm - es waren mehrere Liter notwendig - in ein Rühr- oder Stoßbutterfass geschüttet.



Ein halbe Stunde, oder länger, musste man die Kurbel eines Drehbutterfasses oder den Stampfer eines Stoßbutterfasses ununterbrochen betätigen, bis endlich die Butter ausklumpte - eine mühsame Arbeit.

Die Butterstückchen wurden dann herausgekratzt und geknetet. Im Fass zurück blieb die Buttermilch, ein recht beliebtes Getränk.

Meist wurde die Butter als runder Laib geformt und, in Pergamentpapier eingewickelt, in der Speis kühl gelagert.

Der Verkauf von Butter war für den Bauern eine wichtige und willkommene Nebeneinnahme.

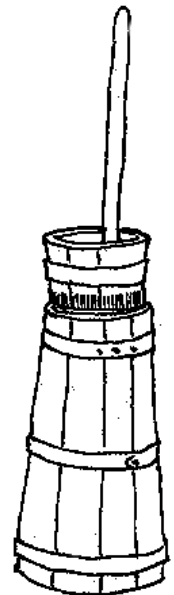
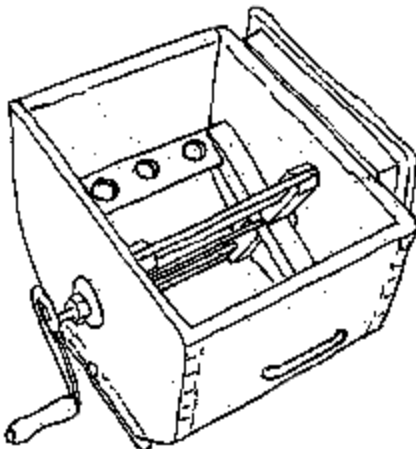
30

- Die nicht verbrauchte und zum Teil ranzige Butter wurde „ausgelassen“ zu Butterschmalz. Dazu wurde die Butter in einem Topf mäßig erwärmt, so dass sie sich verflüssigte. Der sich auf der Oberfläche bildende Schaum -das saure Schmalz -

25

wurde abgeschöpft und für die Zubereitung von Bratkartoffeln oder anderen Pfannengerichten hergenommen. Die flüssige Butter, das Butterschmalz, schüttete man in „Schmalzhaferl“. Mit dem Abkühlen wurde das Schmalz wieder fest und war nun mehrere Wochen haltbar.

Dieses Butterschmalz, das als „Kochfett“ für die Zubereitung von Pfannen- und Schmalzgerichten Verwendung fand, wurde, wie viele andere Produkte, häufig auch verkauft.

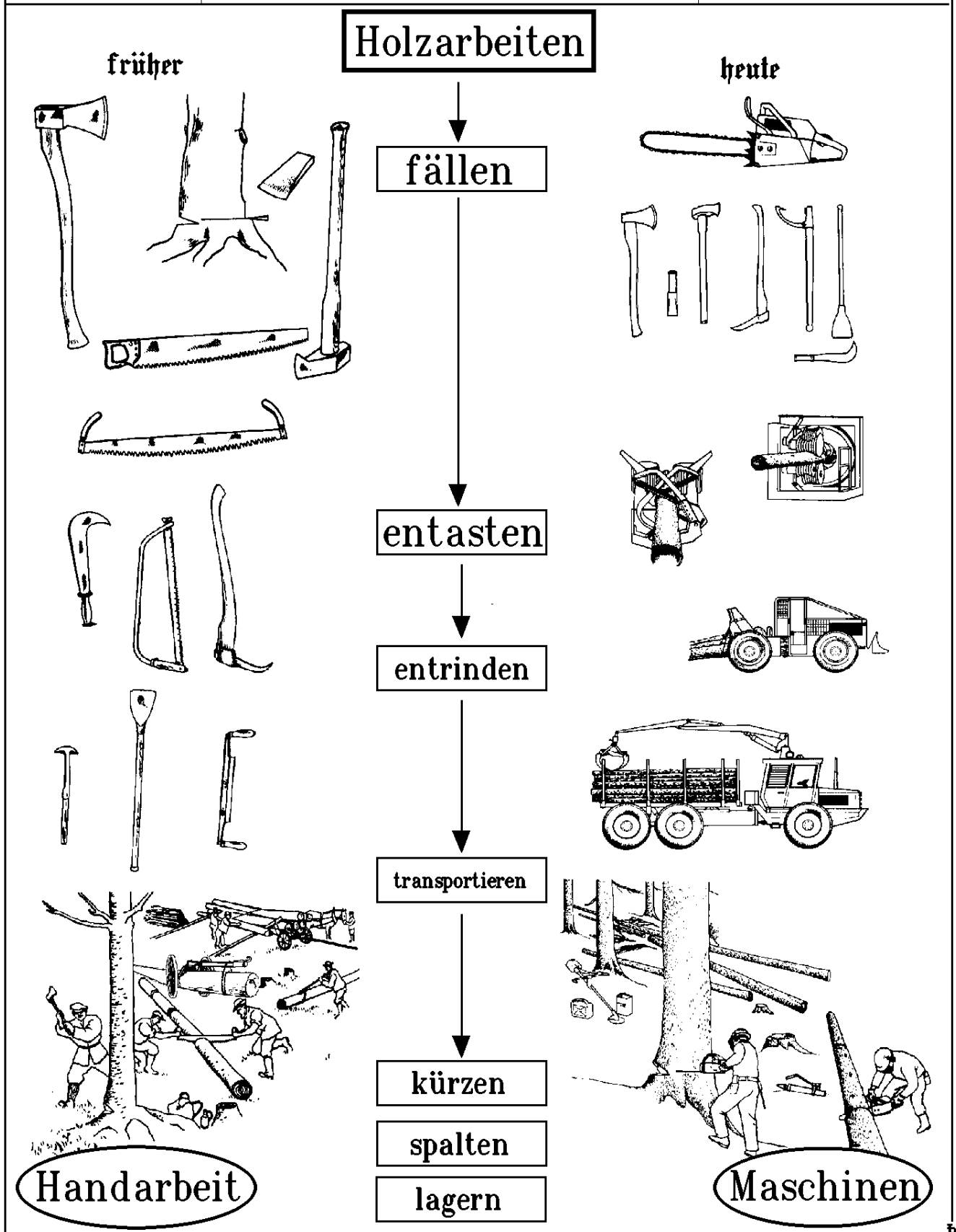




Fach:

Name:

Datum:





Fach:	Name:	Datum:
-------	-------	--------

Nichts als Stroh !

oder

Recycling - früher ein Fremdwort ?

(von Lothar J. Brey)

Während heute das Stroh für den Landwirt ein eher lästiges Überbleibsel bei der Getreideernte ist, war es früher ein wertvoller Rohstoff, der in vielerlei Hinsicht Verwendung fand. Dabei muss man berücksichtigen, dass damals eigentlich auf jedem Hof die vier wichtigsten Getreidesorten - Roggen, Hafer, Weizen, Gerste - angebaut wurden und somit auch ganz unterschiedliches Stroh zur Verfügung stand.

Schon immer fand das Stroh als "Schdraa"⁵ Verwendung. Die Stallplätze der Tiere wurden mit Stroh eingestreut, was deren Platz nicht nur bequemer machte, sondern dem Bauern das Ausmisten und Reinigen der Stallungen erleichterte. Zudem lieferte das Stroh, zusammen mit den Ausscheidungen der Tiere, einen hochwertigen Dünger, der als Mist auf die Felder ausgebracht wurde und für eine gute Durchlüftung des Bodens sorgte.

Auch der Mensch machte es sich auf dem Stroh gemütlich. Während die Bettdecken mit Federn gefüllt waren, bestand die Unterlage aus einem gut gefüllten Strohsack, der beim Bettenmachen immer kräftig aufgeschüttelt werden musste.

Stroh wurde auch zum Eindecken der Dächer verwendet. Gerade Stadel, Schuppen und Stall wurden vorwiegend damit gedeckt. Allerdings benötigte man dazu das langhalmige, handgedroschene Roggenstroh. Die geknickten und gequetschten Halme von maschinengedroschenem Stroh sind dafür nicht zu gebrauchen.

Beim Verputzen der Wände mischte man unter den Lehm, Mörtel oder Kalk Getreidespelzen, die dem Putz einen besseren Halt verliehen.

Selbst Schuhe fertigte man aus Stroh, noch heute bekannt und verwendet wird auch der Strohhut.

Immer noch in Gebrauch, wenn auch weniger bekannt, sind die Strohschüsseln. In diese Behältnisse wurde der Brotteig gegeben, wenn er ruhen und "aufgehen" sollte, ehe er in den Backofen geschoben wurde. Der Bäcker lässt seinen Teig bis auf den heutigen Tag in Strohschüsseln "gehen".

Von besonderer Bedeutung war das Stroh auch als Futter. Stroh stellt allerdings kein besonders nahrhaftes Futter dar und wurde deshalb vom Vieh nicht besonders gerne gefressen. Der Bauer streckte mit dem Stroh das andere Futter, wenn er beispielsweise nicht genügend Heu vorrätig hatte, um über den Winter zu kommen. Stroh und Heu wurden zusammen kleingeschnitten, gehäckselt und als "Gsood" an die Tiere verfüttert. Auf diese Weise mussten die Tiere, zusammen mit dem nahrhaften Heu, des weniger geliebte Stroh mitfressen. Bisweilen wurde dieses "Gsood" auch "abgebrannt", das heißt, mit heißem Wasser überbrüht, um es für kranke oder jüngere Tiere besser genießbar zu machen.

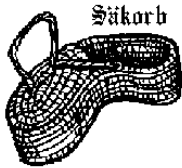
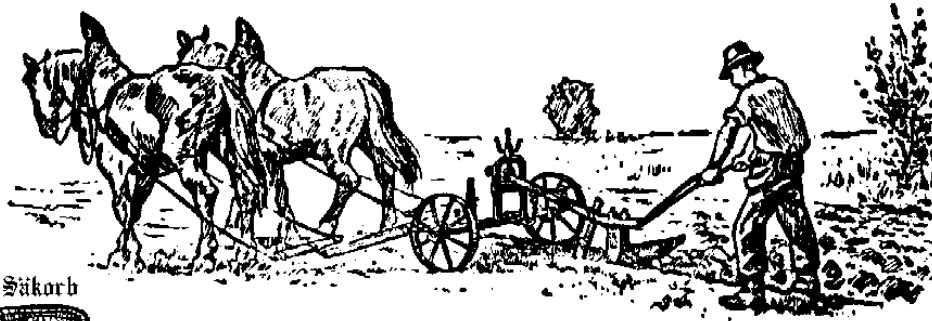
So ging früher auf dem Bauernhof kein Halm verloren. Alles wurde wiederverwertet. Wenngleich man auch noch nicht den heute so modernen Begriff "Recycling" kannte, so wurde er schon damals in vielerlei Hinsicht besser umgesetzt als heute. Das Recycling, die Wiederverwertung, der Wertstoffkreislauf, war auf einem Bauernhof in früherer Zeit gang und gäbe und schon aus Sparsamkeitsgründen unabdingbar.



⁵ = Einstreu



Ernte und bäuerliche Geräte



Säkorb



Saen



Mähen



Rechen

Sense



Sichel



Binden

Breschen



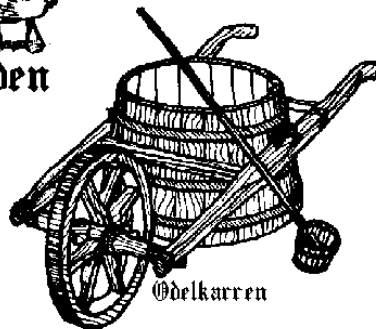
Breschleigel



Mistgabel



"Misthackel"



Edelkaren



DEUTSCH / HSK	Name:	Datum:
---------------	-------	--------

Mia san im Woid dahoam,

(Eine Geschichte zum Museumsdorf „Bayerischer Wald – Tittling“)

Lothar J. Brey

Anfang der Siebziger Jahre errichteten die Eheleute Höttl das Hotel Dreiburgensee. Als im Jahre 1972 ganz in der Nähe des Hotels die Rothaumühle abgebrochen werden sollte, erwarb die Familie Höttl diese alten Gebäude. Sie restaurierten es und errichtete darin ein Heimatmuseum. In der Folgezeit kamen immer mehr alte Bauernhäuser und Gebäude hinzu, wodurch sich allmählich ein ganzes Dorf entwickelte, das Museumsdorf Bayerischer Wald. Die hier anzutreffenden alten Bauwerke wurden an anderen Stellen, an denen sie nicht mehr erhalten werden konnten, abgerissen und mit unverändertem Grundriss detailgetreu hier wieder aufgebaut.

Das Museumsdorf Bayerischer Wald soll allen Nachfahren Zeugnis davon geben, wie die 10 Menschen in früheren Zeiten gerade im Bayerischen Wald und im näheren niederbayerischen Raum lebten.

Die meisten Gebäude, Einrichtungs- und Kulturgegenstände reichen weit zurück, viele sogar bis in das 16. und 17. Jahrhundert. Sie künden von den ärmlichen Lebensverhältnissen der „Waldler“, die unter härtesten Bedingungen den Widernissen des Lebens trotzten.

Die Bauern bewirtschafteten ihre Felder bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in der sogenannten „Dreifelderwirtschaft“, was bedeutete, ein Jahr Sommergetreide, im nächsten Jahr Wintergetreide und im dritten Jahr Brache (also kein Anbau). Das so gewonnene kostbare Getreide wurde nach dem Dreschen (gedroschen wurde mit den 20 Dreschflegeln) in den Traidkästen (auch Troadkasten) aufbewahrt. Diese Troadkasten waren meist auf eine Art Stelzen gebaut. Der dadurch entstandene freie Raum unter dem Troadkasten diente als „Wagenschupfa“ zur Unterbringung der Geräte. Über eine Außentreppe kam man in den eigentlichen Getreidespeicher. Dort lagerte, zumeist in Kisten und Truhen, gut geschützt vor Mäusen, Vögeln und anderem Ungetier, das Getreide. Auch Diebe trachteten nach dem kostbaren Saatgut, bisweilen wurden die Kisten gar von außen angebohrt und so die Körner unbemerkt entwendet. Ausgediente Troadkästen wurden oft noch als Dienstbotenkammern genutzt.

Bei der schweren bäuerlichen Arbeit brauchte der Bauer viele Helfer. Die mitunter zahlreichen eigenen Kinder reichten nicht aus, Dienstboten, Mägde und Knechte, aber auch 30 Inwohner oder Häuslleut mussten Hand anlegen und schwer arbeiten. Gegen Überlassung einzelner Grundstücke, die sie selbst bewirtschaften konnten, einem hölzernen Häusl, in dem sie mindestens eine Kuh füttern konnten, einigen Getreides, sowie Flachs und Erdäpfeln (Kartoffel), mussten die Inwohner oder Häuslleut dem Bauer „zu jeder Stund“ zu Diensten sein. Dafür erhielten sie, neben der Verpflegung, noch einen geringen Tageslohn. Die eigenen Grundstücke konnten sie allerdings erst bearbeiten, wenn die Arbeit des Bauern getan war.



Schon an den kleinen Betten kann man erkennen, dass die Menschen früher bei weitem noch nicht so groß gewachsen waren, wie heutzutage. Die einseitige und karge Ernährung, das beschwerliche Leben sowie die schlechte ärztliche Versorgung waren daran ebenso schuld, wie auch für die weitaus geringere Lebenserwartung der damaligen Bevölkerung.

Die Menschen lebten in vergleichsweise kleinen Häusern, mit wenigen Zimmern, oft mehrere Generationen (Kinder, Eltern, Großeltern, Dienstboten,..) unter einem Dach. Vom inneren Hausgang aus (der Flöz), betrat man die Stube, in der sich das eigentliche Familienleben abspielte. Als einzig beheizter Raum im Haus diente die Stube als Küche und Aufenthaltsraum zugleich. Die übrigen Kammern wurden vorwiegend nur als Schlaf- und
10 Kleiderkammern genutzt, die vor allem im Winter bitterkalt waren. Oft hatte der Schläfer „an' Greim“ (Reif) um die Nase oder den Bart. In der Stube unter dem Kachelofen fand bisweilen sogar das Federvieh Unterschlupf vor der bitteren Kälte. Die Stallungen für das übrige Vieh befanden sich, vor allem bei Inhäuslern und kleineren Bauernanwesen, zumeist im gleichen Gebäude, nicht selten direkt von der Flez aus erreichbar.

Das Haus selbst bot wenig Komfort. Die Toilette, „s'Häusl“, befand sich direkt über dem Misthaufen, ein zugiger Bretterverschlag mit „freiem Fall“ auf den Mist. Um sich bei Nacht und Winter den Weg über den tief verschneiten Hof zu ersparen, hatten sogar die Erwachsenen ein „Nachthaferl“ unter dem Bett stehen. Badezimmer waren nicht vorhanden, das Wasser musste aus dem Brunnen vor dem Haus geschöpft werden, zur
20 Körperpflege gab es selten einmal warmes Wasser.

Die Arbeiten am Hof waren beschwerlich, Maschinen gab es noch nicht, Pferde, Ochsen und Kühe waren wichtige Zugtiere. Das Wichtigste war hingegen die menschliche Arbeitskraft und so halfen auch die alten Bauersleut noch fleißig auf dem Hof mit. Nach der Übergabe des Hofes an eines ihrer Kinder lebten und arbeiteten die „Alten“ als „Austragler“ auf dem Hof. Dabei mussten ihnen die Kinder, die den Hof übernommen hatten, als Gegenleistung zu bestimmten Zeiten genau festgelegte Abgaben entrichten (z.B. jeden Tag drei Eier, einen Liter Milch,.....2 Pfund Schmalz pro Monat,.... eine Sau, ein Paar Holzschuhe, Stoff,..... auch kleinere Geldbeträge mussten von Zeit zu Zeit gezahlt werden). Dies war notwendig, weil die Menschen damals noch keine Rente kannten und so
30 sicherten sie ihre Altersversorgung auf diese Weise. Auf größeren Höfen wurde den „Austraglern“ gar ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt, das „Austragshäusl“, ansonsten lebten sie im Haus mit und hatten die eigene „Austragskammer“.

Manche Schlossbesitzer, Grafen und auch die Kirche verlangten von ihren „Untertanen“ jährliche Abgaben, die zumeist in Form von Naturalien (Getreide, Feldfrüchte,...) oder Arbeitsleistungen (Fronarbeit, Hand- und Spanndienste) erbracht wurden. Diese Abgaben, früher machten sie etwa ein Zehntel (den zehnten Teil) des erwirtschafteten Ertrages aus, wurden in einem speziellen Gebäude untergebracht, dem Zehentstadel. Ein eingesetzter Verwalter sorgte für eine regelmäßige und zuverlässige Eintreibung dieser Abgaben. Noch heute erinnern die Namen „Zehentner“ und „Zehetbauer“ u. ä. an diese Art
40 Steuern.

Auch im Haushalt war die Arbeit für die Bäuerin und Mägde nicht leicht. Offene Feuerstellen zum Kochen und wenig Möglichkeiten, Lebensmittel länger aufzubewahren, kennzeichneten die damalige Koch- und Esskultur.



Das Waschen der Wäsche war beschwerlich, im Bach oder Dorfweiher wurde die mit der Hand gewaschenen Wäsche gespült. Durch das Waschen mit einfachen Seifen vergilbten die Wäschestücke im Laufe der Zeit. Da man schon damals Wert auf „weiße Wäsche“ legte, musste die Wäsche gebleicht (also „weiß“ gemacht) werden. Dies geschah dadurch, dass man die feuchte Wäsche auf einer Wiese (oft neben dem Weiher) ausbreitete und so der Sonne aussetzte. Die Sonne bleichte die vergilbte Wäsche. Dazu mussten aber die Wäschestücke immer wieder angefeuchtet werden (entweder mit Wasser aus dem Weiher/Bach oder aber aus einem eigens aufgestellten „Wassergrand“). Stoffe, vor allem Leinen, waren jedoch damals recht kostbar und mussten vor Dieben bewacht werden. Der Hausl oder Knecht wachte darüber und befeuchtete gelegentlich die Wäschestücke. Um auch nachts aufpassen zu können, nächtigte der „Aufpasser“ in einer eigenen kleinen Hütte, dem sog. „Bleich-Hüttl“. Der Wächter musste tagsüber auch immer ein Auge darauf werfen, dass nicht andere „Besucher“ der Wiesen und Gewässer die mühsame Arbeit der Wäscherinnen zunichte machten. Allerlei Federvieh und Getier trieb sich ja frei auf dem Hof herum, die weiße Wäsche war stets in Gefahr, verschmutzt zu werden.








Irgendwann ging das rauhe Leben dann einmal zu Ende. Besonders viele Tote gab es, als im 17. und 18. Jahrhundert die Pest wütete. Die Pestsäulen erinnern noch an die damaligen Epidemien, die zahlreiche Menschen dahinrafften. Die Seuchengefahr machte es erforderlich, dass man die Toten möglichst rasch, oftmals in Massengräbern, bestattete. Auch Kriege forderten viele Opfer. So mussten zu Zeiten Napoleons (die Brunnenfigur neben der Kegelbahn erinnert an diesen Kaiser) über 30 000 bayerische Soldaten für ihn in Russland das Leben lassen.

Starben die Menschen eines normalen Todes, so wurden sie zu Hause aufgebahrt. Dies geschah auf einem besonderem Brett, dem Totenbrett. Auf diesem Brett wurde er nicht nur aufgebahrt, sondern auch zum Gottesacker (Friedhof) getragen. Von diesem Leichenbrett aus ließ man den Toten in das Grab „hinunter rutschen“. Das Totenbrett selbst wurde beschriftet, bemalt oder geschnitzt und an besonderen Stellen aufgestellt, zumeist dort, wo viele Menschen vorbeikamen (Wegränder, Bäume, Kapellen, bei Kreuzen, an Hofgebäuden...). Sie sollen an die Vorfahren erinnern und zugleich den Vorbeikommenden an seine eigene Vergänglichkeit gemahnen.

Erst mit dem elektrischen Strom und dem Einsatz von Maschinen besserte sich das Leben des „Waidlers“, wenngleich es in dem bisweilen rauhen Klima des bayerischen Waldes auch heute noch an manchen Orten viel Einsatz und Mühe verlangt, die Felder zu bestellen und die Ernte einzubringen. Viele Landwirtschaften waren nicht mehr einträglich und mussten aufgegeben werden. Zahlreiche Bewohner des Bayerischen Waldes verdienen heute ihren Unterhalt an weit entfernten Orten. Als Tages- oder Wochenendpendler fahren sie bis nach Dingolfing (BMW) oder München, um für sich und ihre Familien zu sorgen. Nach wie vor kein leichtes Leben!

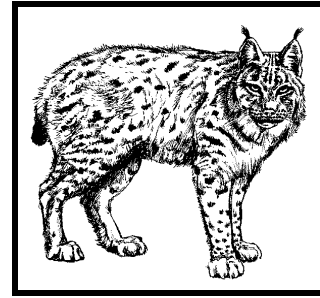
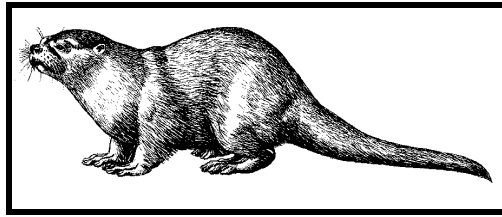
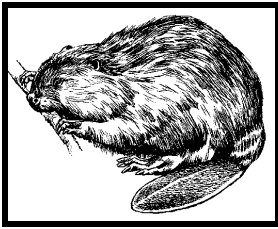
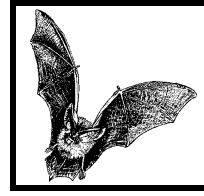
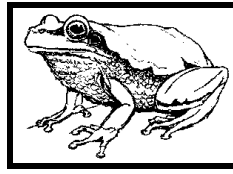
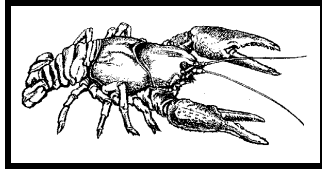
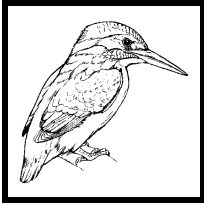


Welche Tiere sind aus unseren Wäldern verschwunden?

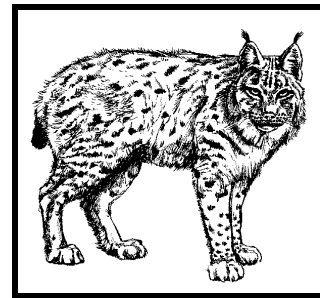
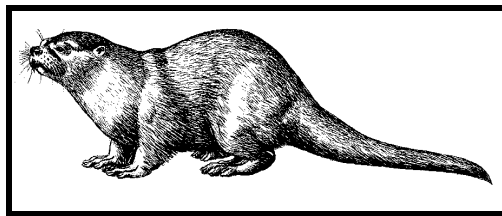
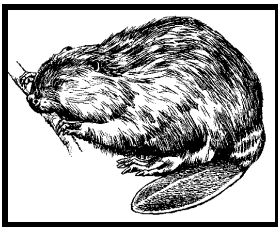
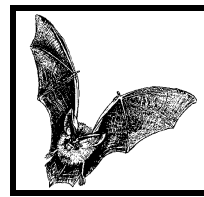
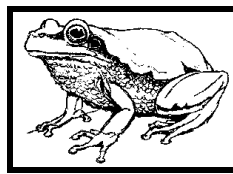
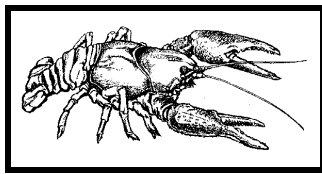
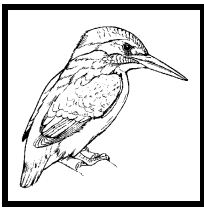
Bär	- zu kleine Wälder - zu geringer Lebensraum, Nahrungsmangel, Unruhe ☉ Mensch
 Luchs	w.o.
Wolf	w.o.
Wisent/Bison	w.o.
Wildschwein	w.o.
Fischotter 	unsaubere Gewässer
Birkwild	zu unruhig
 Fledermaus	vergiftete Beutetiere
Laubfrosch 	unsaubere Gewässer; Fluginsekten;
 Biber	saubere, unregulierte Flussläufe ohne Schifffahrt;
Flusskrebs 	unsaubere Gewässer
Eisvogel 	Grundwasserverschmutzung; Wasserverbauung;

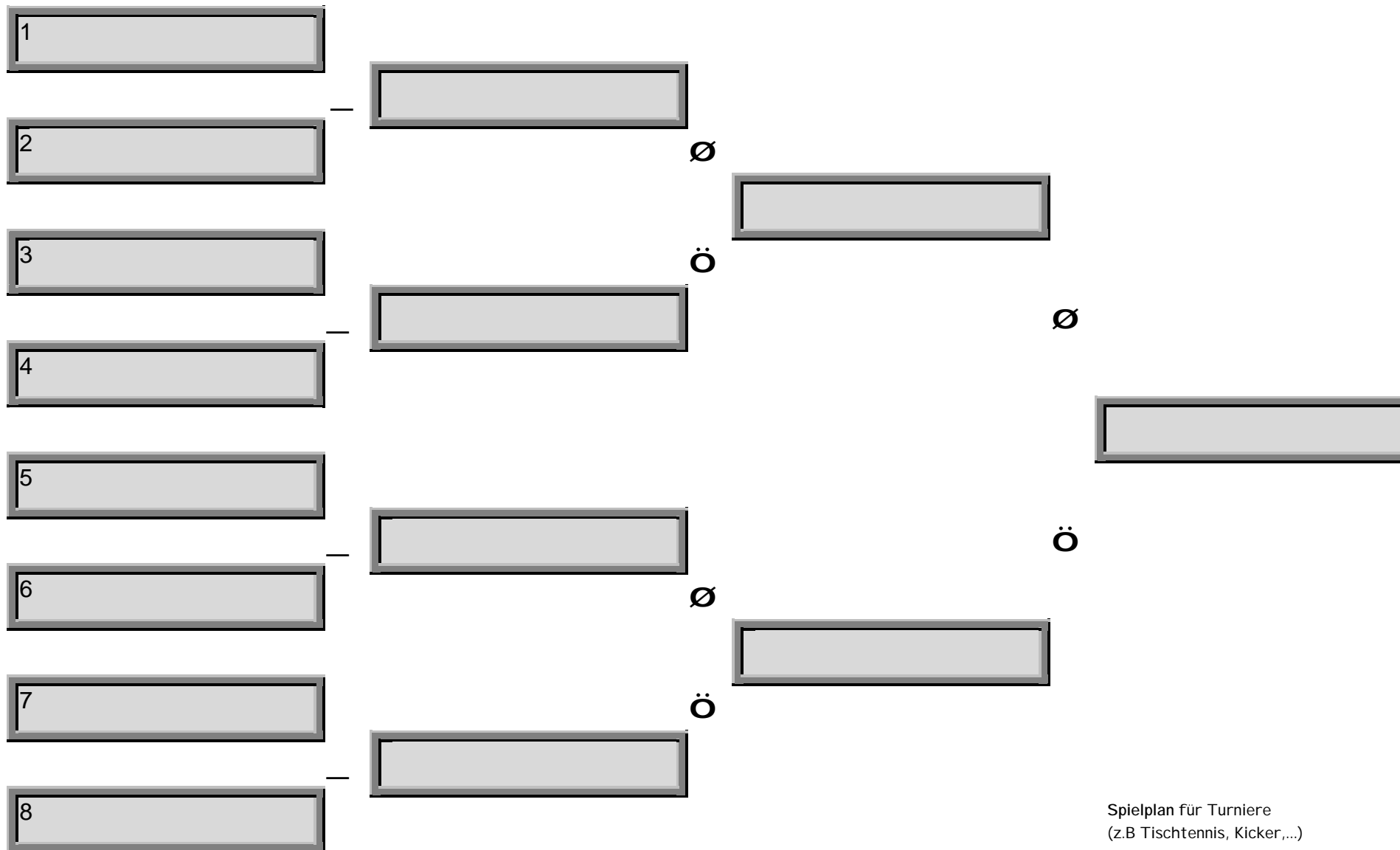


II



II





Spielplan für Turniere
(z.B. Tischtennis, Kicker,...)